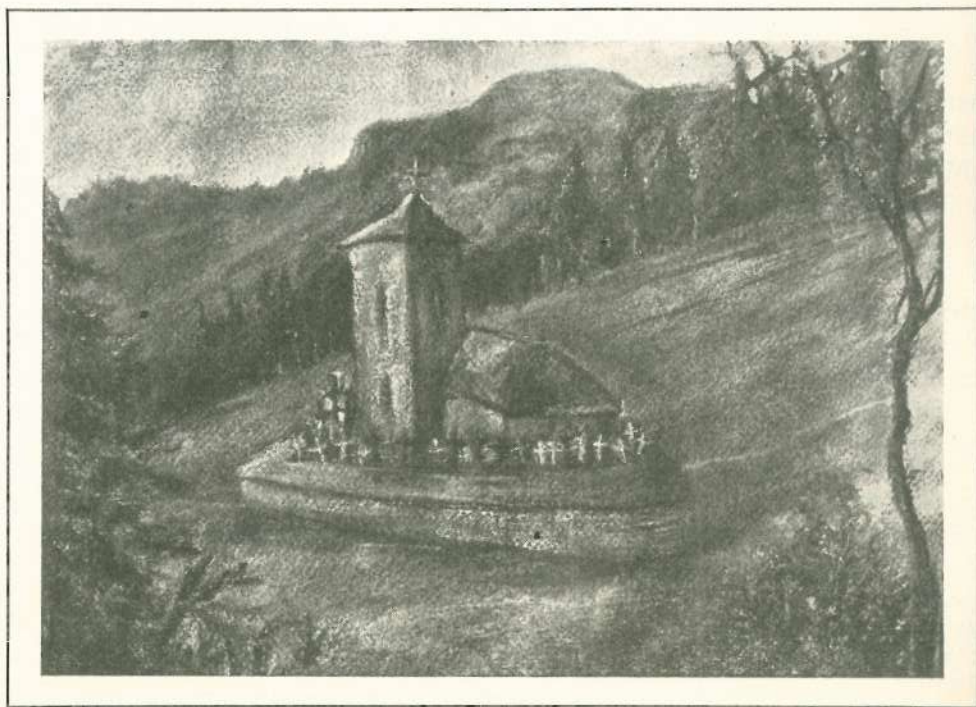




DÜSSELDORFER HEIMATBLÄTTER

HERAUSGEBER: »DÜSSELDORFER JONGES« E. V.
SCHRIFTFÜHRUNG: DR. PAUL KAUSAUSEN, DÜSSELDORF
V. JAHRGANG HEFT NR. 11



Fred Kocks-Düsseldorf: Allerseelen

Photo: Oskar Söhn

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,
ich war an manch' vergeß'nem Grab gewesen;
verwittert Stein und Kreuz,
die Kränze alt, die Namen überwachsen, kaum zu lesen.
Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,
auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen.
Wie sturmestot die Särge schlummerten,
auf allen Gräbern taute still: Genesen . . .

Ellencon

Dr. Karl Schumacher †:

Die Düsseldorfer Martinslieder*)

„Laßt uns froh und munter sein
Und uns heute kindlich freu'n!
Lustig, lustig, tralleralala,
Nun ist Martinsabend da!“

Da sehen wir sie dahinziehen, die Kinder
Düsseldorfs, jung und alt, arm und reich,
Radschläger und höhere Töchter: alle
durcheinander! Bunt schwirrt das Gewirre
der Lichter vor unseren Augen in tausend
Farben und Gestalten. Die Trompeten
dröhnen, und die Jugend jubelt: „Hütt eß
em Mätes sinne Namensdag!“

St. Martin ist das Fest des Kriegers und
Bischofs, der heute die Düsseldorf be-
sucht, um hier seine kleinen Verehrer zu
beschenken. Seine Vertreter, die seine
Gestalt angenommen haben, sieht man
wohl hier und da. Doch meist bleibt er den
Kleinen unsichtbar. Plötzlich regnet's
Äpfel und Nüsse durch die geschlossene
Tür und durch das hohe Fenster.

„Nehmt den Kürbis in die Hand,
Rasch das Kerzchen angebrannt.“
„Und dann springen wir die Kreuz und die
Über das liebe Kerzchen her.“ [Quer
„Spielen wir so nachbarlich,
O, dann freu'n die Eltern sich.“
„Wer uns stören und zanken will,
Der bleib' fern von unserm Spiel.“
„Allen Kindern nur zum Spaß
Wirft nun St. Martinus was.“
„Ist das liebe Spielchen aus,
O, dann geh'n wir froh nach Haus.“
„Und dann backt nach altem Brauch
Uns die Mutter Kuchen auch.“
„Nach der Freude danken wir
Unserm lieben Gott dafür!“

Seit etwa neun Jahrzehnten singt man
dies Liedchen im Düsseldorfstädtchen. Unge-
fähr ebenso lange erschallt auf unsern
Straßen und Gassen der Sang von St. Mar-
tin, der durch Schnee und Wind ritt, und

den sein Roß geschwind forttrug zu dem
armen Mann, der nicht Kleider, sondern
Lumpen anhat.

„St. Martin mit dem Schwerte teilt
Den warmen Mantel unverweilt.“
„St. Martin dann mit frommem Sinn,
Reicht freundlich ihm den halben hin.“

Als Vater der Armen, Freund der Kin-
der, Spender milder Gaben erscheint uns
heute Sankt Martinus, der einst vor fünf-
zehn Jahrhunderten als römischer Soldat
und als Bischof unter den Franken gelebt
hat. In Tours in Frankreich starb er und
wurde sogleich nach seinem Tode als Be-
schützer des Frankenreichs verehrt. Die
Franken errichteten zu seiner Ehre Got-
teshäuser, und als sie das Christentum in
die Germanenlande trugen, erstanden auch
dort Martinskirchen. In Bilk bei Düsseldorf
erbaute der Missionar Suitbertus ihm
ein Kirchlein, das der Urgrund zu der alten
Pfarrkirche wurde, die heute noch am
Treffpunkt der Bachstraße mit der Martin-
straße steht. —

Die eben erwähnten Düsseldorfer Mar-
tinslieder zeigen durch ihr glattes hoch-
deutsches Gewand an, daß sie auf eine nur
verhältnismäßig kurze Vergangenheit zu-
rückblicken können. In der Tat sind sie
erst seit der Mitte des neunzehnten Jahr-
hunderts gebräuchlich. In der Schule
wurden sie damals den Kindern einge-
prägt. Das erste von ihnen wird dem bei
den alten Düsseldorfern bekannten und

*) Der bekannte Düsseldorfer Historiker Dr. Karl
Schumacher starb 1916 den Heldentod für sein
Vaterland. Die Original-Abhandlung stellte uns
sein Schwager Willi Sachs für die „Düssel-
dorfer Heimatblätter“ lebenswürdiger Weise
zur Verfügung.

beliebten Lehrer August Stapper zugeschrieben. Auch der Inhalt der Lieder beweist ihren späten Ursprung. Denn der Martinsmann kam zu unsern Urgroßvätern und -müttern nicht als Geber, sondern als Empfänger. Heißt es doch in dem Spruch der Düsseldorfer Jungen:

„Mätesmann well Koke hann,
Aepfelche, Beerke on Nöbke hann.“

Und Menschen sind es, die als Spender angerufen werden, „Mätes Sting henger de Jarding!“ oder „Gottschalks Tring“. (Dies ist der Name einer Obstverkäuferin, die um das Jahr 1850 ihren Stand am Stadtbrückchen innehatte.)

Die Gestalt des heiligen Martinus spielte in früheren Jahrhunderten nicht die Rolle, die ihr heute zugewiesen wird, sondern die umgekehrte. Dies hat folgende Bewandnis:

Das Fest des fränkischen Bischofs fällt auf den 11. November. Dieser Termin bildete den Schluß des wirtschaftlichen Jahres der Landbevölkerung, die an diesem Tage die Pacht für Hof und Acker zahlen mußte, eine Sitte, die heute noch in unserer Gegend Geltung hat. Zu Beginn des Novembers ist die ganze Ernte unter Dach und Fach gebracht. Wie die alten Römer und die alten Germanen ihren Göttern zum Dank Opfer darbrachten, so glaubten auch die späteren Deutschen solches tun zu müssen. Man verband dies Opferfest mit dem des volkstümlichen Nationalheiligen der Franken. So sind denn auch heute noch in vielen Gegenden die Martinsfeuer in Brauch. Man sammelt im ganzen Dorfe Reiser, ein jeder muß etwas dazu beisteuern. Aber auch einen Teil der Ernte verlangt der Heilige als Tribut, zumal von den zuletzt eingeheimsten Früchten muß ihm etwas geopfert werden. Hierzu gehört vor allem das Obst, dann auch der Buchweizen.

So fordert denn auch in Düsseldorf der „Mätesmann“ Kuchen, Äpfel, Birnen und Nüsse. Und die Mutter backt am Martinsabend Buchweizenpfannkuchen.

„Zwei Ponk Bokwezemehl en de Pann
On för zwei Penning Heff doran!“

Ein weiterer Überrest des ehemaligen Martinsfeuers ist in Düsseldorf in den brennenden Kerzchen erhalten, über die die Kinder springen. Früher trug man sie in gehöhlten Früchten umher, besonders in Kürbissen, in deren Wänden allerlei Figürchen kunstfertig geschnitzt waren. Mit Vorliebe wurde von den Düsseldorfer Jungen der heilige Bischof Martin selbst mühsam hineingeschnitten. Heute werden von den Düsseldorfer Kindern die Kerzchen in Behältern von buntem Papier an Stangen durch die Straßen getragen. Meist sind es einfache Lampions, die auch geradezu „Kürbisse“ genannt werden. Aber auch allerlei andere Formen weisen die Lichtbehälter auf; ja man gewahrt sogar Transparente, die Häuser, Kirchen und dergleichen darstellen.

Ursprünglich zog die Jugend, die für das Martinsfeuer Gaben heischte, mit einem auf einer Stange getragenen „Kogel“ durch die Straßen. Dieser „Kogel“, d. h. Kapuze (lateinisch cuculla), stellte die Kutte des heiligen Martin dar. Dessen echte Kapuze pflegte man nämlich einst auf ähnliche Weise dem fränkischen Heere voranzutragen, wenn es in den Krieg ging. Sie wurde als größtes Heiligtum verehrt und sonst in der Pfalz der Frankenkönige als wertvoller Schatz aufbewahrt. Diese auf der Stange umhergeführte bunte Chorkappe erinnerte lebhaft an einen Vogel, wie ein solcher in ähnlicher Weise den Vogelschützen voraufgetragen wurde. So wird denn in Flandern, Holland, Niedersachsen, Westfalen und Rheinland tatsächlich von „Martinsvögelchen“ gesun-

gen. In Düsseldorf, wo seit zweihundert Jahren das Wort „Kogel“ ungebräuchlich und unverständlich wurde, machte man daraus ein „Oejelche“, wobei man wohl an ein kleines Auge dachte, und so singt man heute hier:

„Zinter Mätes Vöjelche,
Met dem blaue Oejelche,
Met dem rode Stezke.
Hopsassa zinkt Mäte.“

Zu der Melodie dieses Liedchens hat Lehrer Stapper das obengenannte hochdeutsche Lied gereimt.

Vierorts, zumal in den Städten, ist die ursprüngliche Bedeutung des Martinsfestes in Vergessenheit geraten. Nur das Heischen der Kinder um Gaben, die ja einst für das Martinsopfer bestimmt waren, ist übrig geblieben. Eine eigentliche Bettelerei ist jedoch vielerorts meist daraus nicht entstanden, da sowohl reiche wie auch arme Kinder Obst und Kuchen zu sammeln pflegen. In Düsseldorf, wo der Buchweizenkuchen daheim verzehrt wird, verlangt man nur noch Äpfel, Nüsse und dergleichen. So hört man denn heute die Straßenjugend, dort wo sie eine Gabe erwarten, mit lauter Stimme singen und schreien:

„Hier wohnt ein reicher Mann,
Der uns vieles geben kann.
Selig soll er leben,
Selig soll er sterben,
Das Himmelreich erwerben!“

Trotz dieser verlockenden Verheißung wird dennoch oft die Bitte nicht erhört. Dafür muß der Käufer büßen; sein Verderben steht nahe bevor:

„Dat Hus, dat steht op eene Penn,
Der Jitzhals, de setzt medde dren.
Jitzhals! Jitzhals!
Brech der Hals,
Dat de morje sterve salls!“

Andere rufen:

„Krieje mer nix vom Mätesmann
Schlage mer en de Kokepann!“

In diesen mundartlichen Liedern haben wir die alten Düsseldorfer Martinslieder vor uns. Die oben zuerst erwähnten beiden in hochdeutscher Sprache abgefaßten Lieder, von denen das erste die Legende von dem Mantel des heiligen Martinus wiedergibt, das zweite die Feier des Düsseldorfer Martinsabends schildert, wie sie im vorigen Jahrhundert begangen wurde. Diese beiden heute ebenso volkstümlichen Lieder, sind wie gesagt, jüngeren Ursprungs. Aber die urwüchsige Düsseldorfer Jugend hatte das Bedürfnis, auch zu dem neuen Text und der zugehörigen alten Melodie ein mundgerechtes Liedchen zu dichten. So ist denn jener Sang vom gestrengen Herrn Schulmeister entstanden, der meines Wissens nur innerhalb der Mauern des Düsseldorfstädtchens zu finden ist. Seine Beziehung zum Martinsfest ist zwar etwas dunkel. Das Lied lautet, wie jeder Düsseldorfer weiß:

„Kütt de Lehre en de Scholl,
Setzt he sich op sinne Stoll,
Nömmt de dicke Knöppel en de Hank,
Schläht he de Jonges övver de lange,
lange Strangk.
Lewe Lehre, ech donn et nit mih,
Donn et mi Lefjottsday nit mih,
Lustig, lustig, traleralala,
Hütt eß em Mätes sinne Namensdag!“

Ebenso scheint ein anderes altes Liedchen jeden Zusammenhanges mit dem Martinstag zu entbehren. Zwar ist es leider in den letzten Jahren immer seltener geworden. Ein Necklied der Knaben und Mädchen ist es:

„Zint Mäte! Zint Mäte!
Die Kälwer hant lang Stäze.
Die Jonges sind Rabaue,
Die wolle die Weiter hane.“

In früheren Jahrzehnten hatte das Lied noch weitere Strophen:

„Zint Mäte! Zint Mäte!
Die Kälber hant lang Stäze.
Die Jongens esse gebackene Fesch,
De Weiter werfe mer onger der Desch!“

„Zint Mäte! Zint Mäte!
Die Kälwer hant lange Stäze.
Die Jongens esse de Taate,
Die Weiter lecke de Plaate!“

Was die Knaben von den Mädchen behaupten, kehren diese als Erwiderung ins Gegenteil.

Auch dies kindliche Spiel soll einen tieferen Sinn haben. Wilhelm Jürgensen weist in seiner (Breslau 1910) erschienenen Untersuchung über die „Martinslieder“ darauf hin, daß an dem heidnischen Fest, dessen Eigenart auf die christliche Martinsfeier übertragen wurde, einst unsere Altvordern in sinnbildlicher Weise eine Reinigung ihres Geistes und Körpers vornahmen. Wie durch das Springen über das Feuer soll dies auch durch Auspeitschen und Ausstäupen angedeutet

werden. Es wird auf eine Pariser kirchliche Bestimmung vom Jahre 1162 hingewiesen, in der die am Tage des heiligen Bischofs Martinus übliche gründliche Prügelung des schönen Geschlechts durch die Vertreter des starken, als unsittlich verboten wird. Man behauptet nun, unser Martinsliedchen, worin die Düsseldorfer Rabauen die „Weiter“ verhauen, sei noch als Niederschlag des altfränkischen Brauches anzusehen. Dieser Deutung stehe ich allerdings zweifelnd gegenüber. Meines Erachtens spricht wider diese Auslegung die Tatsache, daß Martinslieder ähnlichen Inhalts sonst nicht vorkommen, dann aber besonders der Umstand, daß uns die in Frage stehenden Verse anderwärts am Rhein in anderm Zusammenhange begegnen.

Otto Teich-Balgheim:

Eine Erinnerung an die Alte Düsseldorfer Galerie

Als in diesen Tagen die Alte Pinakothek in München in dankbarem Erinnern den Tag beging, an dem vor hundert Jahren das neuerrichtete prächtige Heim ihrer riesigen Kunstschatze geweiht und eröffnet wurde, — es war am 16. Oktober 1836 —, konnten wir Düsseldorfer an diesem Gedenken gewiß als gute Deutsche und ehrliche Freunde der deutschen Kunst von Herzen anteil nehmen, jedoch, um es ehrlich zu sagen, nur mit etwas gemischten Gefühlen. Einerseits sind wir stolz darauf, daß diese Kunstsammlung von Weltruf den köstlichsten Teil ihres Besitzes aus unserer Kunststadt erhalten hat, andererseits denken wir mit wehmütigen Gefühlen daran, was Düsseldorf durch die Hergabe seiner alten kurfürstlichen Galerie und ihre Überführung nach der baye-

rischen Residenz auf ewig verloren und welche schwere Schädigung es dadurch in seiner Entwicklung als Kunststadt des deutschen Westens erlitten hat.

Die alte Kurfürstliche Galerie zu Düsseldorf genoß, solange sie hier im Galeriegebäude am Burgplatz ihr Heim hatte, nämlich bis zum Jahre 1805, mit Recht eines hohen Rufes durch ganz Europa, der unzählige Reisende aus aller Welt zum Besuche der Stadt veranlaßte. Die Bewunderung, ja die Begeisterung aller Besucher der Düsseldorfer Galerie fanden ihren Ausdruck und Niederschlag in vielen Bekundungen, die während des ganzen 18. Jahrhunderts in Reisetagebüchern, Briefen und Publikationen eingetragen und veröffentlicht wurden. Kaum ein Gebildeter, der sich auf Reisen durch Europa weiter

zu bilden suchte, versäumte den Besuch dieser berühmten Sammlung, von der v. Reber mit Recht sagte, daß sie „an Gewähltheit und Bedeutung“ ihres Gleichen in Deutschland nicht gehabt habe.

Die Sammlung hatte ihre Entstehung dem Sammeleifer und dem großen Kunstverständnis des Kurfürsten Johann Wilhelm, unsers „Jan Wellem“, zu verdanken. Er, der Sproß des Neuburger Zweiges des Hauses Wittelsbach, das so viele kunstbegeisterte Fürsten hervorgebracht, schuf, unterstützt, vielleicht sogar angeregt von seinem Hofmaler Johann Franz Douven die Galerie vom letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Jahre 1716. Er machte den Anfang damit, indem er einige der von seinem Großvater und Vater ererbten und auch andern Besitzern gehörigen bedeutenden Gemälde unter oft heftigen Kämpfen und großen Schwierigkeiten von Neuburg an der Donau nach Düsseldorf bringen ließ und damit den Grund für den weiteren Ausbau seines Kunstbesitzes legte. Diese Gemälde waren einige Rubens und van Dycks, unter ersteren befand sich das berühmte „Große Jüngste Gericht“, das bis dahin (1691) den Hochaltar der Hofkirche zu Neuburg geschmückt hatte.

Mit feinstem Verständnis für den wirklichen und überzeitlichen Wert und mit einer außerordentlichen, vor keinen Anstrengungen und Opfern zurückschreckenden Energie vermehrte nun der Kurfürst seine Sammlung. Der gewandte, kunsterfahrene Douven wurde auf weite Reisen gesandt, um aus dem Auslande Gemälde herbeizuschaffen, wobei die nahe Verwandtschaft des Kurfürsten mit dem Kaiserhause und vielen europäischen regierenden Fürsten, vor allem auch die guten Beziehungen seiner zweiten Gemahlin, einer Prinzessin aus dem Hause Medici,

zu italienischen Kunstkreisen sich äußerst wertvoll auswirken ließen. Alle Gesandten und Residenten — die diplomatischen und geschäftlichen Vertreter des Kurfürsten — in ausländischen Hauptstädten und besonders an den Höfen von Rom und Madrid wurden beauftragt, nicht nur Gemälde, sondern auch Plastiken und Kunstwerke aller Art ausfindig zu machen und für den Kurfürsten zu erwerben, der selbst unermüdlich tätig war, in umfangreichem Briefwechsel die Verhandlungen mit Sachkenntnis und Geschick zu leiten oder zu unterstützen. Außerdem zog er namhafte Maler an seinen Hof, Flamen, Italiener und auch Deutsche, die neben Arbeiten für die Schlösser in Düsseldorf, Benrath und Bensberg, zum Teil auch für die Galerie selbst tätig waren.

So füllte sich allmählich das alte Schloß am Rhein zu Düsseldorf derart mit Kunstschätzen jeglicher Gattung, daß selbst die Wände der Korridore mit Gemälden bis auf den letzten verfügbaren Platz über und über bedeckt waren. Es ließ sich nicht länger umgehen, einen besondern Bau, eine „Galerie“, als eigenes Heim für die Sammlung zu schaffen, da das Schloß schließlich einem überfüllten, unübersehbaren Kunstmagazin glich. Das Galeriegebäude wurde im Jahre 1710 neben dem Residenzschloß und mit diesem durch eine Privattreppe verbunden am Burgplatz errichtet. Es war nicht etwa ein Prunkbau, sondern ein verhältnismäßig einfaches Gebäude und sollte wohl auch nur vorübergehend als Heim für einen Teil der kurfürstlichen Sammlungen dienen, die dann später in dem großen Palast untergebracht werden sollten, den der Kurfürst zu Düsseldorf zu errichten beabsichtigte, — ein Plan, der leider infolge seines Todes nicht zur Ausführung gekommen ist. (Der Erbauer des Benrather Schloßes, Nicolas de Pigage, hat dies ausdrücklich erwähnt.)

Beim Tode Johann Wilhelms mag die Galerie etwa 360 Gemälde enthalten haben (in den Räumen des Schloßes befanden sich außerdem zahllose Kunstwerke), die in den fünf Sälen des oberen Stockwerkes des zweigeschossigen Baues untergebracht waren. Der erste Saal enthielt in der Hauptsache flämische Meister und trug deshalb den Namen Saal der Flamen, der zweite wurde nach dem berühmten „Marktschreier“ von Dou Gerard Dou-Saal genannt, der dritte enthielt nur italienische Meister und trug daher die Bezeichnung Saal der Italiener. Der Lieblingsmaler des Kurfürsten, Adrian van der Werff, war der Namensgeber des vierten Saales, trotzdem er neben dessen Gemälden und denen anderer Künstler eine Anzahl von Werken Rembrandts enthielt, und der fünfte, das Glanzstück der Galerie trug den stolzen Namen Rubenssaal, denn in ihm waren nicht weniger als 45 Meisterstücke des großen Flamen vereinigt.

Es ist nicht möglich an dieser Stelle eine Schilderung der Galerie zu geben, die nur annähernd ihrem Wert und ihrer Bedeutung gerecht zu werden vermöchte. Wir sind zwar durch alte Kataloge, insbesondere durch das berühmte Katalogwerk Pigages (1778) bis in Einzelheiten genau unterrichtet, auch hat schon der Holländer van Gool in seiner kunstgeschichtlich so wertvollen „Nieuwe Schouburg“ (1751) eine eingehende, außerordentlich interessante Schilderung der Galerie gegeben, und auch ein allererster Katalog, der wohl schon zu Lebzeiten Jan Wellems in Bearbeitung war, aber erst kurz nach seinem Tode durch den damaligen Direktor der Galerie herausgegeben wurde, läßt uns einen Blick in die Galerie tun. Wir müssen uns aber hier darauf beschränken, nur eine kleine Zahl der Künstler und der Werke zu nennen, die hauptsächlich den Ruhm der Düsseldorfer

Galerie ausmachten. An erster Stelle sei Rubens genannt, der — um nur einige seiner weltberühmten Hauptwerke zu nennen, die heute den Stolz der Alten Pinakothek bilden —, vertreten war mit seinen Gemälden: Der Früchtekranz, der Blumenkranz, der Raub der Töchter des Leukippos, daß Große Jüngste Gericht (6 m hoch, 4¾ m breit!), der Engelsturz, der Höllensturz der Verdammten, das kleine Jüngste Gericht, die Amazonenschlacht, Christus am Kreuz, die hl. Dreifaltigkeit, der trunkene Silen, die Landschaft mit dem Regenbogen, Bildnisse seiner selbst, sowie der Isabella Brant und der Helene Fourment u. v. a. Van Dyck, war im Ganzen mit 22 Werken vertreten, von Rembrandt waren die wunderbaren Gemälde der Kreuzaufrichtung, der Himmelfahrt, der Auferstehung, der Anbetung der Hirten usw. vorhanden, von Teniers sah man das Bauernfest, von Jordans das berühmte Gemälde „Der König trinkt“, von dem älteren Breughel die Predigt Johannes des Täufers in der Wüste, von dem Sammet-Breughel ein Blumenstück, von beiden Weenix typische Werke, ebenso von Snyders und Fyt, von Honthorst, Wouvermann, Rachel Ruysch usw. Auch Crayer war vertreten und zwar mit dem berühmten „Thesenbild“. Unter den Italienern fand man Raffael mit dem herrlichen Bilde der hl. Familie aus dem Hause Canigiani und dem jugendlichen Johannes in der Wüste, Leonardo da Vinci mit dem über den Tod triumphierenden Jesuskinde, Tizian mit 5 Gemälden, darunter drei männlichen Porträts, von Correggio sah man einen Ecce Homo, von Michelangelo eine kleine hl. Familie, von Veronese die Flucht nach Ägypten und die Anbetung der kl. Drei Könige, von Tintoretto zwei Werke, darunter eine Susanna im Bade, von Guido Reni

St. Peter, von Carlo Dolci eine hl. Magdalena und St. Hieronymus in der Wüste und dann noch Werke von vielen andern, weniger berühmten italienischen Meistern, wie Luca Giordano, Salvator Rosa, Carracci, Andrea del Sarto bis zu Belucci und Zanetti.

Diese kurze Erwähnung der bedeutendsten Meister und ihrer Werke muß genügen, um den gewaltigen Kunstwert der Düsseldorfer Galerie erkennen und den schweren, unersetzlichen Verlust fühlen zu lassen, den die Stadt durch die Wegführung aller dieser Schätze nach München erlitten hat. Es soll nur noch kurz darauf hingewiesen werden, um den äußeren Umfang der Sammlung zu schildern, daß sie bei ihrer zweiten Wegführung im Jahre 1794 — nachdem sie bereits zum erstenmal 1758 vor dem andringenden Feinde nach Mannheim geflüchtet worden war —, um sie vor den französischen Revolutionshorden zu retten, auf zwanzig teils dreispännigen, teils vierspännigen Wagen nach Glückstadt transportiert werden mußte. Nachdem sie von dort wieder nach Düsseldorf zurückgebracht worden war, erfolgte der letzte und endgültige Wegtransport im Jahre 1806 auf Befehl Max Josephs, den er noch am letzten Tage als Kurfürst — am 31. Dezember 1805, am nächsten Tage war er „König“ von Bayern — gegeben hatte, und zwar wurde der Schatz zuerst nach Kirchheimbolanden, dann nach München geschafft. In Düsseldorf blieben — ein letzter Schimmer des ehemaligen Glanzes — nur zwei, allerdings bedeutenden Werke aus dem reichen Schätze Jan Wellems zurück und befinden sich heute noch im Besitze der Städtischen Kunstsammlungen, wo wir bei ihrer Betrachtung die ganze Schwere des Verlustes empfinden: Die Himmelfahrt Mariae, von Rubens, und Simon von Delila ver-raten, von Joost van Winghe.

Gerade der Zuwachs der Düsseldorfer Galerie zu den Sammlungen der alten Münchener Hofgartengalerie gab die zwingende Veranlassung zur Schaffung eines geeigneten Neubaus und so entstand, allerdings erst nach langen Jahren des Überlegens, Planens und vieler Meinungsverschiedenheiten, das heutige Galleriegebäude der Alten Pinakothek, das Ziel der Wallfahrt unzähliger Menschen aus der ganzen Welt. Unbestreitbar gehören die Düsseldorfer Gemälde zu dem köstlichsten Besitz der Pinakothek, gibt doch v. Reber im Katalogvorwort (1886) unumwunden zu, daß aller Erwerbungen für die Münchener Galerie „aus dem ganzen Königreich Bayern z u s a m m e n an Wert hinter dieser einzigen Acquisition“ zurückstehen.

Es ist bekannt, daß man in Düsseldorf die Wegführung der Galerie nicht un-widersprochen hinnahm, daß man vielmehr jahrzehntelang alle Mittel, geeignete und ungeeignete, in Anwendung zu bringen versuchte, um den verlorenen Schatz wieder zu erhalten. Es ist hier nicht am Platze, auf diese oft leidenschaftlich geführten Kämpfe einzugehen, denn es steht außer allem Zweifel, daß das Erbe Johann Wilhelms mit Recht auf dem gesetzlichen Erbwege dem Hause Wittelsbach zufiel. Außerdem aber hat der Staat Preußen nach dem Wortlaut des zwischen ihm und Bayern am 23. November 1870 abgeschlossenen Bündnisvertrages auf seine etwaigen Ansprüche an die ehemalige Düsseldorfer Galerie einzufür allemal Verzicht geleistet. So schwer die Kunststadt Düsseldorf dadurch getroffen wurde — denn es hätte sich doch vielleicht die Möglichkeit eines andern Arrangements ergeben können —, so stolz kann sie darauf sein, ein ungeheuer großes Opfer für die Einigung des Reiches gebracht zu haben, ein Opfer, wie es keine andere deutsche

Stadt gebracht hat. Selbstverständlich ist, daß dieser Vertrag rechtlich unangreifbar ist; jede historische und rechtliche Untersuchung und Begründung vermeintlicher Ansprüche ist mit Abschluß des Bündnisvertrages völlig und für immer außer jede Diskussion rückt. Als Ersatz für das unwiederbringlich Verlorene erbaute der preußische Staat die Kunsthalle — ein Ersatz, der natürlich in gar keinem Verhältnis zu dem Verlust stehen konnte und diesen auch niemals ersetzt hat.

Eine andere Frage ist die, ob sich München nicht vielleicht dazu entschließen

könnte, einen bescheidenen Teil der Gemälde, soweit dadurch nicht die Pinakothek litte, z. B. magazinierte Bilder, als Dauer-Leihgabe der Stadt Düsseldorf zu überlassen. München bzw. Bayern würde dadurch ein schönes Zeugnis ablegen für den neuen Geist der Einigkeit und Gemeinschaft aller Deutschen, würde eine nachträgliche Anerkennung zum Ausdruck bringen für das Opfer, das Düsseldorf im Jahre 1870 für die Einigung des Vaterlandes gebracht und durch das München so viel gewonnen hat.

H. H. Nicolini:

Wie Friedrich von Uechtritz in Düsseldorf heimisch wurde

Der Dichter Friedrich von Uechtritz hat über drei Jahrzehnte, von 1829 bis 1863, in Düsseldorf gelebt. Er ist einer der Führenden in der Blütezeit des künstlerischen und geistigen Lebens unserer Stadt gewesen. Wie Immermann und Schnaase war er Jurist. Eine merkwürdige Fügung brachte diese drei auserwählten Geister, die beiden Dichter und den Kunsthistoriker, am Landgericht der kleinen Stadt zusammen, sehr zum Segen ihres kulturellen Lebens.

Uechtritz war geborener Görlitzer. Er hatte in Leipzig studiert und war damals schon in enge Beziehungen zu Ludwig Tieck in Dresden getreten. Von 1821 bis 1828 arbeitete er in Berlin beim Stadt- und Kammergericht. An dem geistigen Leben des damaligen Berlin nahm er regen Anteil und stand in freundschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung zu vielen hervorragenden Persönlichkeiten. Er gehörte dem Kreise um Grabbe an. Varnhagen, der

Historiker Friedrich von Raumer, der Rechtsphilosoph Gans, der Kunstkritiker Waagen, der Romanschriftsteller Häring, die Dichter Chamisso und Holtei gehörten zu seinem Bekanntenkreise. Auch den Maler Schadow lernte er hier kennen. Er selbst machte damals durch sein Trauerspiel „Alexander und Darius“ von sich reden, das in Dresden, Berlin und Wien aufgeführt wurde.

Aus dem bedeutenden und anregenden Berliner Kreise wurde er 1828 durch eine Versetzung an das Landgericht in Trier herausgerissen. Kein Wunder, daß der junge Dichter sich hier wie verbannt vorkam und sich recht unglücklich fühlte. Mit welcher Freude empfing er da folgenden Brief Schadows, der inzwischen Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf geworden war:

„Sie werden es hoffentlich, verehrter Herr und Freund, im richtigen Sinne deuten, wenn wir Düsseldorfer, d. h. Immer-

mann, der Sie unbekannterweise grüßt, meine Frau und ich, Ihnen unsern herzlichen Wunsch und Einladung mitteilen, zu uns zu kommen. Der Wunsch, in Gesellschaft geistreicher Männer und Künstler zu leben, ist an sich so natürlich, daß er von Ihnen nicht als Zudringlichkeit betrachtet werden wird; auch haben Sie uns so freundlich in Berlin Ihre Gesellschaft gegönnt, daß ich, durch meine eigene Neigung und durch Immermanns Veranlassung bewogen, Ihnen mitteile, daß zwei Assessoren bei dem Düsseldorfer Landgericht in Kurzem ihre Stellung verändern werden. . . . Immermann meint, daß, falls eine solche Versetzung in Ihren Wünschen liegen möchte, dieselbe leicht zu bewirken wäre. Wenn Sie die Liebenswürdigkeit, Güte und wahrhaften Wert dieses Dichters, der im Umgange Einem erst recht klar wird, erkennen werden, so glaube ich, daß Sie den Tausch des Wohnortes nicht bereuen werden. Eine herzliche Aufnahme finden Sie auch bei uns, und einen lebendigeren Verein bildender Künstler, die so recht eigentlich zusammenarbeiten, sollten Sie auch nicht so leicht anderwärts finden. . . .

Sie werden selbst vielleicht schon das Belebende, was denn doch im künstlerischen Umgang liegt, vermissen. Ich kann Ihnen aber, ohne die Wahrheit zu verletzen, sagen, daß Immermanns Umgang die Quantität Literatoren ersetzt, die Sie in Berlin verloren haben. Deshalb kommen Sie, sehen Sie, und entscheiden Sie!

Lassen Sie mich durch ein paar Worte wissen, wie es Ihnen geht und ob wir vielleicht die Hoffnung hegen dürfen, daß Sie unsern Bitten und Einladungen Gehör geben! Von Herzen

Ihr W. Schadow.“

Sofort wandte sich Uechtritz nach Berlin und zu Anfang des nächsten Jahres

(1829) hatte er seine Versetzung nach Düsseldorf. Der erste, der ihm dies in einem freundlichen Briefe mitteilte, war Immermann, der es vor ihm erfahren hatte, und der sich erbot, ihm eine Wohnung zu mieten und sonst, was er wünsche, zu besorgen. Anfang Februar traf Uechtritz in Düsseldorf ein, voll froher Hoffnungen. Den Eindruck, den die Stadt auf ihn machte, erfahren wir aus einem Briefe an die Eltern: „Düsseldorf ist nicht bloß eine freundliche, es ist eine schöne Stadt, wenigstens der neue Teil derselben. Dieser Teil hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Berliner Friedrichstadt in Bauart, Breite der Straßen usw. Auch mein Empfang hier, war so, wie ich ihn nur wünschen konnte, so daß ich wohl merken konnte, daß Schadow und Immermann auf mich vorbereitet hatten. Beide beeifern sich auf die liebenswürdigste Weise, mich einzuführen, so daß es mir wirklich vorkommt, als sei ich aus einer fernen Insel wieder unter die Menschen zurückgekehrt.“ . . .

Durch Schadow und Immermann wurde er in die Düsseldorfer Gesellschaft eingeführt, beim Prinzen Friedrich von Preußen, der auf dem Jägerhof residierte, und bei den „überreichen Magnaten der Gegend“ die in Düsseldorf den Winter zubrachten. Deren Reichtum scheint ihm mächtig imponiert zu haben. In einem der Briefe an die Eltern heißt es: „Gestern war ich in einer Gesellschaft mit Tanz beim Grafen Spee, die dieser alle Montage gibt. Es ist dies einer der überreichen Großen. Man schätzt seine Einkünfte auf 60 000 Taler. Doch gibt es noch reichere. Graf Metternich wird auf 80 000 Taler geschätzt — für den reichsten aber gilt Graf Hatzfeld. Dagegen muß sich so ein armer Teufel, wie der Graf Trips, mit 20 000 begnügen.“

Auch in dem Kreise der Maler um Schadow wurde Uechtritz bald heimisch. Er schloß sich eng an die jungen Künstler

an, und mit Lessing verband ihn bald die innigste Freundschaft. Wie wohl er sich fühlte, geht aus folgender Briefstelle hervor: „Der Schlußstein zu diesem schönen Ganzen ist nun der Umgang mit dem festen, kräftigen, anregenden Immermann, und dies alles hat ein solches Gefühl von geistiger Kraft und Begeisterung in mir angefaßt, daß die schönsten Hoffnungen wieder in mir lebendig geworden sind.“

Die erste Frucht dieses gesteigerten Lebensgefühls war sein Trauerspiel „Rosamunde“.

Aber Uechtritz empfing nicht nur, er gab auch. Das bezeugt kein Geringerer als Immermann: „Gerade das Vorwiegen des Reflektierenden in Uechtritz gab unsern etwas bunten Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung. Viel und mancherlei wurde gleich im Beginn unseres Umgangs verhandelt, wenn wir bei hellem Tageslicht mit gewaltigen Schritten unsern Spaziergang begannen, nur eine halbe Stunde miteinander sein wollten, und uns verwundert nach langen, selbstvergessenen Gesprächen im Abenddüster zwischen fremden Hügeln und Büschen sahen. Er hat mich über ganze Strecken der Erkenntnis aufgeklärt, mehreres, was in den Epigonen steht, ist wörtlich früher von uns so abgeprochen worden. Zu den Malern trat er bald in eine große Vertraulichkeit. Er kam ganz anders mit ihnen zu stehen als ich; seine geordneten Kenntnisse, besonders in der Historie, machten ihn auf natürlichem Wege zu ihrem Lehrer. Ich konnte sie nichts lehren, denn ich wußte selbst nicht viel Positives. Er hat ihnen wesentlich genützt, und das sollten sie nie vergessen.“

Die Maler wußten Uechtritz denn auch wohl zu schätzen. Mit der größten Dankbarkeit und Liebe nahmen sie an, was er ihnen gab. In ihren „Komponierverein“

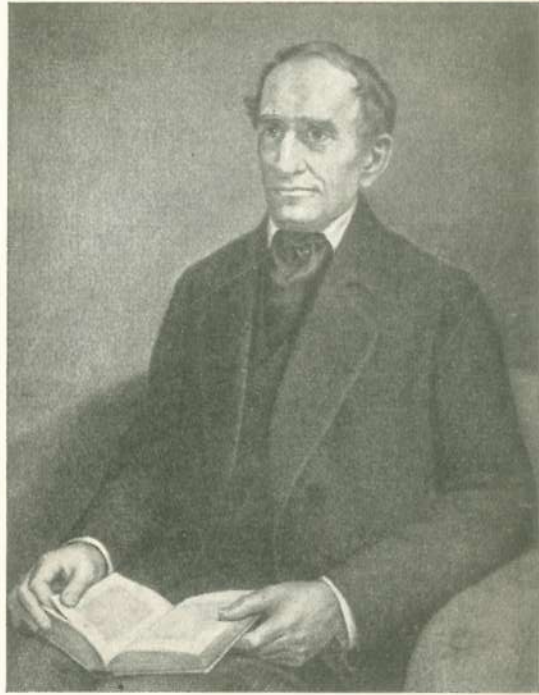


Photo: Knauer

Friedrich von Uechtritz

luden sie ihn durch folgendes Schreiben als Mitglied ein:

Düsseldorf, den 5. Novbr. 1829.

Der Verein, welchen wir unter uns gebildet und dessen Hauptzweck ist, die Regsamkeit der künstlerischen Erfindung lebendig zu halten, bedarf des Hinzutritts von Männern, die in der Literatur wohlerfahren, mit reichem Geist und großer Erfahrung die edle Dichtkunst üben.

Wir wagen es daher, uns an Sie, verehrter Herr, zu wenden, um Sie ergebenst um Ihren Beitritt zu unserer Gesellschaft zu ersuchen.

Wöchentlich einmal, am Sonnabend Abend um 7 Uhr, versammelt sich der Verein bei Breitenstein in der Bolkerstraße. Die Ordnung ist von der Art, daß am ersten Sonnabend sich ausschließlich die Künstler, welche Entwürfe gemacht,

versammeln. Am zweiten und dritten Sonnabend aber sollen den Ehrenmitgliedern teils die Entwürfe zur Beurteilung gezeigt werden, teils wünschen wir durch passende Lektüre und Gespräche die Abende auszufüllen.

Somit würde Sonnabend, den 7. November, derjenige Abend sein, an welchem wir Ihre hochgeehrte Gegenwart sehnlichst wünschen. Indem wir Sie dringend bitten, uns die Ehre Ihres Beitritts zu schenken, nennen wir uns mit der innigsten Hochachtung

Ihre ergebenste

W. Schadow, Th. Hildebrandt,
J. W. Schirmer, A. Schmidt,
E. Bendemann, H. Mücke, C.
Sohn, C. F. Lessing, J. Baptiste
Sonderland, E. Pistorius.

In diesem Kreise las Uechtritz außer seinen eigenen Werken Tieck, die griechischen Tragiker, Aristophanes, die Dra-

men Calderons und Lopes sowie historische Werke und Aufsätze. Er führte die jungen Künstler so in eine ihnen ganz neue Welt und fand seine Genugtuung an ihrer jugendlichen Begeisterung. Es ist von großem Interesse, den Einfluß, den er auf die Stoffwahl der Düsseldorfer Malerschule ausgeübt hat, zu verfolgen.

So stand Uechtritz bald mitten im Kulturleben der Kunststadt als Freund, Lehrer, Führer so vieler Künstler, deren Ruhm den seinen überdauert hat.

Nur die Anfänge seiner Tätigkeit in Düsseldorf will dieser Aufsatz skizzieren. Über seine weitere Wirksamkeit in unserer Stadt wäre noch vieles zu seinem Ruhme zu sagen. Eine schnellebige Zeit hat den verdienstvollen Mann, den die Besten seiner Zeit geliebt und geehrt haben, gar zu schnell vergessen. Es stände Düsseldorf wohl an, wenn es sein Andenken dadurch ehrte, daß es einer Straße seinen Namen gäbe.

Otto Teich-Balgheim:

Die heimliche Prinzenhochzeit

Und den Stoff ließen die Operettenkomponisten bisher unvertonen! Wo die Geschichte nach Musik, Bühne, Ausstattung geradezu schreit! Da erfindet man unmögliche Operettenprinzen und -prinzessinnen, Fürstentümer mit exotischen Namen, Schlösser, die im Monde liegen, und hat es gar nicht nötig. Weil die Geschichte, die wahrhaftige, ernste Historia hie und da auf ihre ehernen Tafeln zwischen allen Kriegen und sonstigen unliebsamen Vorfällen gelegentlich auch einmal Histörchen einritzelt, wie sie lustiger kein Librettist erfinden kann. Hören Sie, bitte, was eine alte Chronik über die

Liebesaffäre einer Barockprinzessin — wohlgemerkt, Barock: Pracht und Prunk, Schwall und Schwung, Bigotterie und Kabbalen — erzählt, wie die Fäden sich lustig verwirren zu einem Gobelin voll farbiger Leuchtkraft und wie schließlich alles zum besten ausgeht in rauschenden Festen!

Hauptpersonen: Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, Sohn des Großen Kurfürsten und später erster König in Preußen; Luise Charlotte, verwitwete Markgräfin von Brandenburg, geborene Prinzessin von Radziwill, seine Schwägerin; Kronprinz Jakob von Polen, Johann Sobieksis Sohn; Pfalzgraf Karl Philipp von

Neuburg, kaiserlicher Feldmarschall und Bruder des Jan Wellem; Herren vom Hofe, Gesandte, Minister, ein „Türken-säbel“ und ein katholischer Priester. Hauptort der Handlung: Berlin. Zeit: 1688.

Am 18. Juli 1688 nämlich rollte durch das Frankfurter Tor der alten kurbrandenburgischen Residenz Berlin ein Reise-wagen, dessen Fenster dicht verhängt waren, rumpelte über das holprige Pflaster und hielt vor dem Hause des polnischen Gesandten am Berliner Hofe, des Herrn v. Bielinski. Dem Wagen entstieg ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren — der Figur nach zu urteilen, wie der ahnungslose Gesandte meinte, der hinter den seidenen Gardinen der hohen, schmalen Fenster den seltenen Vorgang mit Interesse beobachtete, — denn wann hielt einmal eine solch elegante Equipage vor seinem Palais in diesem langweiligen Berlin! Gemach, Herr v. Bielinski, Sie werden sich wundern und brauchen sich für die nächste Zeit nicht über Langweile zu beklagen!

Denn das junge, schlanke Herrchen, das bald darauf in seinem Empfangssalon vor ihm stand, war kein geringerer als der Sohn seines Souveräns, war Kronprinz Jakob von Polen! War der Herr Gesandte, nachdem er sich durch eine Anzahl sehr tiefer Bücklinge und einen Handkuß, der ihm gnädigst gewährt wurde, zunächst etwas erholt hatte, schon über den unerwarteten Besuch baß erstaunt, so war er nun aufs äußerste betreten, als ihm der Königssproß rundheraus erklärte, er sei heimlich, ohne Wissen seines königlichen Herrn Papa aus Warschau abgerückt, um sich ebenso heimlich und ohne Wissen der königlich polnischen Majestät um die Hand der schönen und reichen Markgräfin von Brandenburg, der wittibten Schwägerin des Kurfürsten zu bewerben, zu der er eine brennende Liebe im Herzen trage.



Jacob von Sobieski, Kronprinz von Polen

Dem Gesandten blieb verschiedenes weg — sagen wir z. B. die Sprache — und als er wenigstens diese endlich wiedergefunden hatte, bedeutete er dem jungen Heißsporn mit allem schuldigen Respekt, daß er, der Herr v. Bielinski, nicht mit: er könne doch nicht hinter dem Rücken seines Souveräns, dessen Vertrauensmann er hier in Berlin sei, ein so gefährliches politisches Spiel treiben.

Also der Herr Gesandte wolle nicht für ihn den Brautwerber machen? Na, das sei ja allerhand! Schön, er könne sich seiner Ungnade versichert halten, der Herr v. Bielinski, wenn er erst einmal König Jakobus von Polen sei (was er, unter uns gesagt, nie geworden ist) und im übrigen — oh, er werde schon zum Ziele kommen, auch ohne den Herrn Gesandten. Darüber war es Abend geworden, und unter dem Schutze der einbrechenden Dunkelheit, also recht spät für Staatsvisiten, verließ der verliebte Polenprinz das ungastliche

Palais und begab sich, in einen weiten dunkeln Mantel gehüllt, zu Fuß zum Hause des — Herr v. Bielinski rang verzweifelt die Hände! — des französischen Gesandten am Berliner Hofe, zu dem stattlichen Palais des Monsieur de Gravelle!

Herr v. Gravelle ging es nicht anders wie vorher seinem polnischen Herrn Kollegen — er war sprachlos! Der Polenjüngling erklärte ihm, daß er die Gastfreundschaft des Gesandten mit vollem Rechte in Anspruch nehme, denn er sei — vor gerade zwei Jahrzehnten! — in Paris geboren, und seine Mutter sei bekanntlich eine französische Marquise v. Sowieso, er logiere sich also hiermit beim Herrn Gesandten ein und bleibe hier, bis dieser ihm die Hand der Markgräfin besorgt habe. Herr v. Gravelle setzte sich noch in der Nacht mit Herrn v. Bielinski in Verbindung, und am andern Morgen taten die beiden mit vereinten Kräften den peinlichen Weg zum Kurfürsten aufs alte, malerische Schloß an der Spree. Friedrich III. sandte halb belustigt, halb ärgerlich, sofort seinen Oberhofmarschall Herrn v. Grumbkow zur französischen Gesandtschaft hin, ließ dem unartigen Prinzen „ein Compliment machen und bezeugen, wie es Ihro kurfürstlichen Durchläuchtigkeit leyd wäre, daß der Printz à l'incognito in Berlin weile und er, der Kurfürst, dadurch behindert seye, ihm die schuldige Ehre (es war immerhin der Sohn König Sobieskis!) zu erweisen.“ Ach, dachte Jakob, das werden wir gleich haben —, legte munter sein Inkognito ab und suchte um Audienz nach, die ihm nun nicht mehr verweigert werden konnte.

Die Unterredung zwischen dem Kurfürsten und dem jungen Herrn fand denn auch in der Schloßbibliothek statt, wobei der Polenjüngling dem Herrscher aus dem Hause Hohenzollern „declarirte, daß er eine große, unüberwindliche Liebe in sei-

nem Herzen trage, und zwar zu der Witwe des vor einem Jahre verstorbenen Bruders des Kurfürsten, des Markgrafen, zu der jungen, schönen (und reichen, bitte sehr!) Luise Charlotte, der einzigen Tochter des Fürsten Bogislaw von Radziwill“ (dem so was wie halb Schlesien und ein Viertel von Polen gehörte!). Diese Liebe habe ihn zu dieser „stillen Räise“ veranlaßt — kurz und gut und so weiter, er bewerbe sich hiermit um die Hand der Prinzessin-Markgräfin! Der Kurfürst wiegte bedenklich und nachdenklich sein Haupt, dachte bei sich, junger Mann, du hast ja von den verschlungenen Wegen der Politik und Diplomatie keine blasse Ahnung, und wenn du das nicht bald lernst, wird aus dir niemals ein König von Polen — also der Herr Kurfürst murmelte etwas von hoher Ehre, meinte aber doch, so einfach ginge das nicht mit dem Heiraten zwischen Prinzen und Prinzessinnen, da käme es nicht nur auf die Liebe an — gewiß, das sei ja sehr schön, wenn sie dabei sei, und das freut einen denn ja auch —, da sprächen ernste politische Erwägungen mit, da müßten diplomatische Verhandlungen geführt werden, da frage sich, welche Folgen, außer den üblichen und erwünschten, eine polnisch-brandenburgische Heirat demnächst und in dreihundert Jahren für beide Länder haben könnte — kurz und lang, immerhin, wenn Euer Liebden Liebe gar so heiß ist, dann — na, kommt Zeit, kommt Rat: also schließlich versprach der Kurfürst dem feurigen Jüngling, wenn er jetzt schön wieder nach Hause fahre zum Herrn Papa, dann wolle er, der Kurfürst, ihm „auf alle anständige Weise zu seinem Ziel behülflich sein . . .“ (das heißt ja nun nicht viel, Herr Kurfürst, das ist eine ganze pflaumenweiche Redensart, muß ich schon sagen!) Jakobus von Polen mußte sich damit zufriedengeben und tat es auch,

setzte sich wieder in seine Kutsche und fuhr hoffnungsvollen Herzens nach Warschau zurück. Schon ehe er dort eintraf, war die ganze Sache durch eilige Kurierpost bekannt, und Vater Johann, der Türkenscheck, verhängte strengen Zimmerarrest über sein Söhnchen.

Schon ganz nett bis jetzt, das Operettchen, nicht wahr? Aber es wird noch besser. Denn nun kommt nach dem Heldchen der Held.

Da war nämlich noch ein Prinz, dessen Herz vor Liebe zu der jungen, hübschen (und reichen) verwitbten Markgräfin quoll und schwoll, und dieses Herz schlug so heftig unter einem wundervollen, blitzenden silbernen Brustpanzer, daß der Orden vom Goldenen Vlies, der an einer dicken goldenen Kette mit blauen Edelsteinen darüber hing, nur so auf und ab hüpfte — jawoll! — und diesen Orden hatte dem schönen, stattlichen, starken jungen Mann, dem vielgerühmten Tänzer, dem Liebling aller Damen zu Wien und Düsseldorf und sonstwo an allen Höfen, der Kaiser oder vielmehr der König von Spanien verliehen für in vielen Türkenkriegen bewiesene Tapferkeit. Und dieser Prinz war Pfalzgraf Karl Philipp, kaiserlicher Feldmarschall; zur Zeit, da diese zukünftige Operette spielt, siebenundzwanzig Jahre alt.

Was, meinen Sie, daß dieser ruhmgekrönte Kriegsheld tat, als er im Lager vor — ich weiß gerade nicht mehr, war es vor Belgrad, wo sie lustig die neue Weise sangen: Prinz Eugen, der edle Ritter — Ungewitter — usw. —, (das Lied ist zwar ein paar Jahrzehnte später erst bekannt geworden, aber in einer Operette kommt es darauf gar nicht an), also nehmen wir Türkenzelt und trank mit dem Herzog von Lothringen und dem Eugenio feurigen Ungarwein aus silbernem Becher — also, was meinen Sie, was der tat, als ihm ein



Louise Charlotte, Prinzessin von Radziwill
verw. Markgräfin von Brandenburg

Kurier, der von dem natürlich schaumbedeckten Roß nur so herunterfiel, ein rosa-rotes, dick mit dem radziwillschen Wappen versiegeltes Brieflein überbrachte? Nebenbei bemerkt, die beiden andern hohen Herrn kniffen sich Äugskes und sagten: „Prost!“, denn man wußte ja, daß der Pfalzgraf und die Markgräfin verliebt ineinander waren bis über die Ohren und daß sie sich einen über den andern Tag Briefe schrieben, so'ne Liebesbriefe, wofür der Eugenius gar kein Verständnis hatte, nicht das geringste, — — — Na, fangen wir nochmal an, der Satz wird sonst zu lang. Also, Feldmarschall Karl Philipp las das Brieflein, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß es krachte, sprang auf, sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herren Kollegen!“ und weg war er. Ohne Abschied, ohne Urlaub! Und ritt durch Tag und Nacht durch Österreich, durch Schlesien, Sachsen usw., und hinter ihm her sein

trauter Diener, der so ein Reiten gewöhnt war.

Der Fant, dieses geleckte polnische Prinzlein, sollte ihn kennenlernen, ihn, Karl Philipp von Pfalz-Neuburg, der vor Türken, Tod und Teufel keine Angst hatte, ihn, den kaiserlichen Feldmarschall! Das wäre noch schöner. Hatten nur noch warten wollen, seine herzlichste Prinzessin und er, bis er vom Kaiser Leopold, seinem Herrn Schwager, zum Gouverneur von Tirol ernannt worden sei, dann hatten sie wollen Kurbrandenburg und Kurpfalz und die Apostolische Majestät um den Heiratskonsens bitten, und das war nun bald soweit, und da kommt dieser Jüngeling, der noch nicht trocken ist hinter den Ohren, jawoll, er hat ihn damals, vor fünf Jahren vor Wien gesehen, ehe die Schlacht losging, nachher nicht mehr, na, war ja auch erst fünfzehn alt damals, der Junge, und er schon zweiundzwanzig, 's war ein heißer Tag, der vor Wien — hei, wie damals —! doch jetzt heißt's, nach Berlin, ehe die Diplomaten Unfug anrichten wegen des dummen Jungen — —!

Und es waren noch keine zwei Wochen vergangen, seitdem die kronprinzlich-polnische Kutsche vor dem Gesandtschaftspalais des Herrn v. Bielinski gehalten hatte, da ritt durchs Leipziger Tor am Abend des 31. Juli ein nicht viel weniger Vermummter ein, ließ durch seinen Reitknecht einen kaiserlichen Armeepaß der Wache präsentieren und ritt zum Palais des kaiserlichen Gesandten, des Grafen von Sternberg, wo er „Logiament“ nahm, natürlich inkognito, noch viel inkognitoer als der Polenprinz vor zwölf Tagen beim Herrn v. Bielinski.

Solche Gesandte sind doch wirklich zu bedauern, wenn die Prinzen verliebt sind. Der Graf von Sternberg, der natürlich die Geschichte vom Kronprinz von Polen kannte, fand das wenigstens, als ihm der

krieges- und siegesberühmte junge Feldmarschall seines kaiserlichen Herrn mit verbindlicher Miene und mit freundlichen Worten erklärte, heute nacht, ganz recht, heute nacht, also in dieser schönen Sommernacht vom 31. Juli 1688 auf 1. August — wie bitte?, jawohl, laufenden Jahres, ganz richtig — fände die Vermählung des Pfalzgrafen Karl Philipp mit der Markgräfin von Brandenburg statt — ganz recht, hier in Berlin, sehr richtig, Herr Gesandter, hier in Ihrem Palais, im Hause des Kaisers. Kurz nach zwölf — in aller Stille. Sozusagen inkognito. Ginge nicht, wie gefällig? Karl Philipp trommelte ein bißchen auf seinem silbernen Panzer herum, spielte ein wenig an dem Interimsorden des Goldenen Vlieses — es gab nämlich davon noch einen anderen neben dem ganz großen prächtigen; der kleinere wurde nur am seidenen Band getragen — und meinte, der Graf brauche sich gar keine weitere Mühe zu machen, er solle ihm freundlichst ein wenig Gesellschaft leisten, hier im Zimmer, er habe ja wohl auch weiter nichts Wichtiges außerhalb dieses Zimmers zu tun, da der Reitknecht — alter erprobter Haudegen, treue Reiterseele, der vor Wien allein fünfzig Türkenköpfe von den Schultern ihrer rechtmäßigen Inhaber gesäubert habe — alles besorge, den Priester — ja, das weiß ich auch nicht, wo er den herkriegt, einen katholischen Priester in dem lutherischen Berlin, aber er findet einen, verlaßt Euch drauf, Herr Graf — also den Priester — na, mehr ist ja gar nicht notwendig. Haha-haha —, hätte beinahe die Hauptsache vergessen, Ihr habt recht, Graf, die Braut, jawoll, die besorgt er auch, die kommt kurz nach Mitternacht in einer Sänfte an. Und Papiere, Trauzeugen — nicht nötig. Carolus Philippus braucht keine Papiere, hier, das ist mein Ausweis für die Federfuchser, wollte sagen für die hohen Be-

hörden, hier das Goldene Vlies, Herr Graf. Und Trauzeugen — sind ja da: Sie, Herr Graf, werden die Ehre haben, zusammen mit dem Simon aus Tirol, dem „Türkensäbel“ — — —. Graf Sternbergs Ansicht, daß Gesandte arme Teufel wären, wenn Prinzen verliebte Heißsporne seien, erscheint also durchaus berechtigt.

Na, und so ging denn auch alles programmäßig: um elf Uhr brachte der Simon einen katholischen Priester heran, einen großen, wohlbeleibten Mann, dem es anfangs recht ungemütlich in dieser vornehmen Gesellschaft eines Feldmarschalls und Kaiserschwagers sowie eines Kaiserlichen Gesandten war. Aber als der große junge Krieger ihm mit einigen Bechern Wein freundlich zugeredet hatte, hatte er richtig Mut gekriegt, und meinte nur, er müsse jedenfalls nach vollzogener Kopulation schleunigst verduften, denn hier in Berlin seien die katholischen Priester überhaupt nicht geduldet, und man würde kurzen Prozeß mit ihm machen, wenn man ihn schnappte. Dann, kurz nach zwölf Uhr, schwebte eine Sänfte vor das Haus, der unter Assistenz des Simon des Türkensäbels, eine in dunkle Schleier gehüllte Dame entstieg, die ins Palais schlüpfte. Und so weiter.

Ehrlich gesagt, es war allen nicht so recht zu Mute. Daß der hübschen Markgräfin das Herz bis zum Halse, sozusagen aus dem Mieder heraus hüpfte, das kann man ja verstehen, aber, aber Herr Feldmarschall, Herr ruhmgekrönter Türkensieger, warum wackelt denn Ihr Interims-Vlies tacktmäßig auf und nieder? Aus Angst? So, so, weil Ihr volles Herz vor lauter Verliebtheit und Glück Purzelbäume schlägt! Und Sie, Herr Gesandter Graf von Sternberg, wie befinden sich Ihre Gnaden? Danke, miserabel. Für mich kommt das dicke Ende morgen früh, will besagen, heute früh, wenn ich Seiner



Carl Philipp, Pfalzgraf von Neuburg-Wittelsbach
Kaiserlicher Feldmarschall

Durchlächtigkeit diese verwünscht lustige Operette — es ist ja noch gar keine, Herr Graf! —, also diesen ganzen Zauber vermelden muß. Und Euer Paternität? Ich halte mich an alle vierzehn Nothelfer, jedenfalls mach ich hier die Sache so kurz und schmerzlos wie möglich und drücke mich aus dem lutherischen Berlin, wo mir keinesfalls erlaubt ist, die Frau Kurfürstin-Schwägerin heimlich zu kopulieren. Und was sagt denn der Simon aus Tirol, der Türkensäbel, dazu? Natürlich, dem ist die ganze Sache ein Gaudi, aber jetzt drunten vor Belgrad — na, man wird noch rechtzeitig wieder hinkommen, denn im September muß es kapitulieren. Aber dem Herrn Pfalzgrafen gönne ich das blitzsaubere Dirndl. Ach, Simon, gut, daß Du nicht weißt, daß in vier Wochen Dein Reiterleben, Dein wildes, vor den Mauern von Belgrad sein Ende findet! Daß Dir ein

krummer Türkensäbel durch den Hals fährt, aus dem es gerade noch gurgelnd quillt: „Prinz Eugen, der e—e—e—dle Ri—i—tter —tter — —!“

So ging denn die heimliche Trauung im großen Gartensaal des kaiserlichen Gesandtschaftspalais zu Berlin zu Ende, ganz wie es der Feldmarschall sich gedacht hatte, und draußen vor den hohen Fenstern unter dem sternenbesäten Augustnachts-himmel rauschte leise der Springbrunnen, dessen Strahl funkelte und zuckte, wie ein hochoberes silbernes Heldenschwert. Und ein Stern fiel vom Himmel herab und verlor sich in einem leuchtenden Bogen im Osten. Ein glückliches Zeichen — wollen wir hoffen! (Zu Operetten gehören solche etwas gewagte sentimental-romantische Bilder, daran kann der Regisseur seine Kunst üben und der Zuschauer, wenn er nicht viel von der Musik versteht, kann sich wenigstens dabei was denken, wenn auch nicht viel.)

Kaum hatte Seine Paternität die letzten Kopulationsworte gesprochen, so, sagt treuherzig der Chronist, „retirirte er und begab sich weg“! Das junge Paar, begleitet von dem Simon, dito. Nur der Graf Sternberg blieb zurück. Wie, in welcher Stimmung, das malen Sie sich freundlichst selber aus.

Denn, einige Stunden später, fuhr er in seinem sechsspännigen Wagen die drei Minuten Weges zum alten Schloß an der Spree. Machte ungeheuer tiefe Bücklinge vor Seiner Durchlächtigkeit, dem Herrn Kurfürsten Friedrich III. aus dem Hause Hohenzollern, und berichtete. („Tableau“! sagt der Erzähler in solchen Situationen, um dem Zuhörer mit einem einzigen Wort das Bild von einem Riesenkrach zu entwerfen, der notwendigerweise eintreten muß.)

Selbstverständlich wahrte der Kurfürst die Durchlächtigkeit, so gut es ging, die

Form, wie sich das in diesen hohen Kreisen gehört, aber trotzdem waren seine Meinungsäußerungen nicht gerade übertrieben freundlich, es wird sogar erzählt, er habe gegen alle Etikette mordsmäßig gedonnert. Das half ihm aber nichts, denn die hübsche Schwägerin war mit ihrem Gatten längst über alle Berge, also über die Grenzen der Mark Brandenburg hinaus, und die beiden Glücklichen befanden sich in einem Reichsgebiet, in dem der Kurfürst nischt, rein gar nischt zu melden hatte. Hahaha!, lachte der Simon, der Türkensäbel!

Und nun kam der Kurfürst an die Reihe. Das war auch für Ihn kein Vergnügen, sogar sehr, sehr unangenehm war Ihm das, „Ihro polnischer Majestät die wahrhaftigen Umstände und wie alles sich zugegetragen“ durch den brandenburgischen Gesandten in Warschau — das ist nun schon der vierte von dieser Sorte! — „referieren zu lassen“. Johann Sobieski, der Türkenerschreck, soll, allerdings unverbürgten Nachrichten zufolge, ganz fürchterlich geflucht haben, und soll zu Dero Herrn Sohn, dem Kronprinzen Jacobo gesagt haben, er, der Kronprinz, sei der größte Esel unter der Sonne und unterm türkischen Halbmond, weil der Jüngling obendrein noch verlangte, daß Polen an Kurbrandenburg, an Kurpfalz und an das hl. Römische Reich deutscher Nation nun den Krieg erklären müsse. Das aber fiel dem Johann Sobieski gar nicht ein, sondern er hat nach dem Bericht des Gesandten „Ihro Kurfürstlicher Durchlaucht von Brandenburg nichts beygemessen oder nachgetragen“.

Das junge Paar war unterdessen in Neuburg an der Donau am Hofe des „Herrn Vatters“, des Kurfürsten Philipp Wilhelm von der Pfalz angekommen, um pater peccavi zu machen und um den nachträglichen Segen der Eltern zu seinem

Bund zu erbitten. Zwar hat der Herr Vater auch erst böse gezanzt, aber dann hat seine herzliche Frau, die ihm in ihrer bis dahin fünfundsiebzigjährigen, glücklichen Ehe siebzehn Kinder geboren hatte, neun Söhne, deren zweiter Karl Philipp war, und acht Töchter, also die gute Mutter Elisabeth Amalia von Hessen-Darmstadt hat Seiner Liebden, dem Herrn Kurfürsten, etwas ins Ohr getuschelt (so was von Liebe, die sie beide ja kannten von sich selber her, und von jungen Leuten, die dem Herzen folgten und nicht dem Verstand, wobei sie mit Stolz auf ihren stattlichen Feldmarschall-Sohn blickte und auf seine lieblich errötende junge Gattin), und da hat der alte Kurfürst schließlich gelächelt, sein Jawort nachträglich gegeben, seinen Segen obendrein und hat ein großes Hochzeitsfest gerüstet, von der Sorte, wie sie im Barock an den Höfen üblich waren, mit Paucken und Trompeten, mit Glockenklang und Weihrauch, mit allem fürstlichen Gepränge . . .

Und der Bruder des Karl Philipp, der Kurprinz Johann Wilhelm, der drunten am Niederrhein zu Düsseldorf Hof hielt, der ließ gleich zur Feier und Krönung des Familienereignisses eine große Festoper „Dido“ aufführen, zu der den Text sein Geheimsekretär Giorgio Maria Rapparini geschrieben, die Musik aber Abbate Sebastiano Moratelli komponiert hatte.

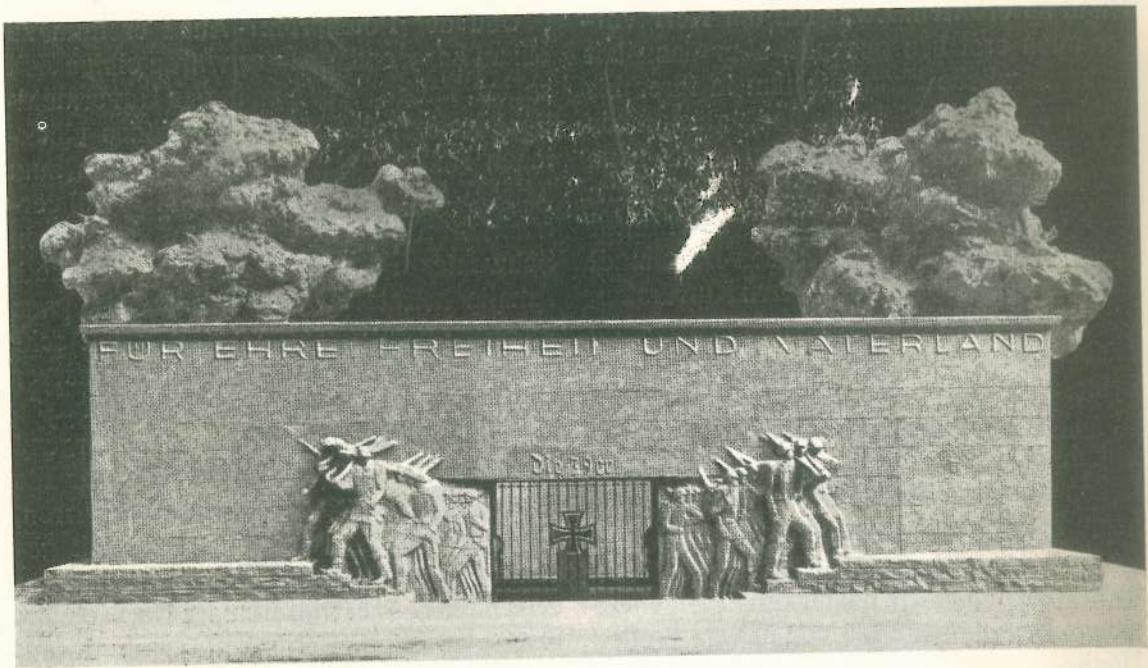
Und der Polenprinz? Auch er kam zu einem happy end, denn er wurde einige Zeit später, nachdem er sich in das Unvermeidliche gefügt, der Schwager seines glücklichen Nebenbuhlers, des inzwischen zum kaiserlichen Gouverneur von Tirol ernannten Karl Philipp, indem er dessen Schwester Prinzessin Hedwig Elisabeth Amalia heiratete (unter uns gesagt, ganz im Vertrauen: die Ehe verlief nicht sehr glücklich, aber das hat ja mit unserer Operette nichts mehr zu schaffen).

Denn die muß so lustig sein, wie irgend möglich. Da muß der Librettodichter die bunten Fäden noch etwas mehr verwirren, um die Verschlingungen nachher mit geschickter, leichter Hand zu lösen, worin er seine Kunst erweisen mag. Der Komponist muß eine Perlenkette von Arien, Duetten, Kantaten darein flechten, und muß dem Ohr einen Festschmaus bieten. Der Regisseur aber darf sich austoben in bunten Bildern und prunkvollen Aufzügen, darf in Purpur, Samt und Hermelin wählen, mit Türkenpaschas, Kurfürsten, Ministern und Gesandten verkehren, als ob er dazu gehöre, — kurz, das ganze Barock soll er uns beschwören!

Oder wollt ihr lieber ein deutsches historisches Lustspiel aus dem Stoff machen? Was meint ihr, junge deutsche Dichter?

Oder gar einen — Film?

★



Das neue Denkmal des Füsilier-Regiments Nr. 39 in Düsseldorf

Zwei verdiente Offiziere des ehem. Füsilierregimentes General Ludendorff (Niederrheinisches) Nr. 39, Major a. D. Mauve, Berlin und Major a. D. von Gillhausen, Aachen, Eroberer des Forts Vaux, übersenden uns nachstehendes Schreiben, dem wir gerne Raum in diesem Heft geben.

Schriftleitung

„Am 8. Oktober 1936 wurde in der Garnison Düsseldorf das Füsilier-Regiment General Ludendorff wieder heimisch, und in das Straßenleben fügt sich die altgewohnte Achselklappe „39“ wieder ein, als wenn die schreckliche Zeit seit dem 1. August 1914 garnicht gewesen wäre. Nun wir alten 39 er hierüber glücklich sein können, müssen wir mit erneutem Eifer an die Errichtung des Kriegs-Ehrenmals gehen, das schon einmal eine so unliebsame Unterbrechung erlebt hat.

Bei der Abtragung dieser Dankesschuld an die Gefallenen dürfen wir uns auch wohl mit den „Düsseldorfer Jonges“ verständigen, um mit ihnen zu beraten und zu bereden, wie am besten das neue Projekt in die Wirklichkeit zu übertragen ist zum

Schmuck von Düsseldorf und zur Ehre der 39 er. Das oben stehende Bild zeigt das neue Denkmal dessen Größenverhältnisse ca. 20 m Breite und 5½ m Höhe sind. Die angelegten Bäume deuten an, wie die Bäume des Rheinparks darüber hinweg schauen werden. Da auch die „Düsseldorfer Jonges“ für alles begeistert sind, was mit der Tradition „Würde und Schönheit Düsseldorfis“ zusammenhängt, so dürfen wir wohl bitten, diese Gedanken allen Düsseldorfer Heimatfreunden zu unterbreiten, um mit dem Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“, und dank dessen weitverbreiteten Beziehungen eine Front zu bilden zur Verwirklichung dieser ehrenvollen Dankesschuld.“

Umschau

Nichts ist mehr geeignet, den kleinen Nörgler zum Schweigen zu bringen, als die ewige Sprache der großen Kunst. Vor ihren Äußerungen verbeugen sich in ehrfürchtiger Stille Jahrtausende. Möge uns Gott die Größe geben, die Aufgaben so zu stellen, daß sie der Größe der Nation ebenbürtig sind.

Der Fortschritt und die Kultur zur Menschheit sind nicht ein Produkt der Majorität, sondern beruhen ausschließlich auf der Genialität und der Tatkraft der Persönlichkeit. Diese heranzuzüchten und in ihre Rechte einzusetzen, ist eine der Vorbedingungen zur Wiedergewinnung der Größe und Macht unseres Volkstums.

Wenn Menschen ein richtiges Ziel ins Auge fassen und es dann tapfer und mutig unentwegt verfolgen und jede ihnen vom Himmel geschickte Prüfung mit starkem Herzen bestehen, dann wird ihnen am Ende eines Tages die allmächtige Vorsehung doch noch die Früchte ihres opfervollen Ringens geben. Denn Gott hat noch keinen auf dieser Welt verlassen, ehe er sich nicht selbst verlassen hat.

✦

Was dem einzelnen die Natur gegeben hat, muß er als Beitrag wieder abstaten seinem Volke. Es kann nur ein Recht in dieser Gemeinschaft geben, das erwächst aus der Erfüllung der zugewiesenen eigenen höchsten Pflicht. Die Arbeit ist daher in keiner Form eine Schande, sondern der höchste Adel für jeden, der durch sie und mit ihr getreulich mithilft am Aufbau des gemeinsamen Lebens und damit beiträgt zur Erhaltung der Nation.

✦

Von höchster Wichtigkeit ist die Willens- und Entschlußkraft sowie die Pflege der Verantwortungsfreudigkeit. Ein Volk aber, von dem die eine Hälfte elend und abgehärmt oder gar verkommen ist, gibt ein so schlechtes Bild, daß niemand Stolz darüber empfinden soll. Erst, wenn ein Volkstum in all seinen Gliedern, an Leib und Seele gesund ist, kann sich die Freude, ihm anzugehören, bei allen mit Recht zu einem hohen Gefühl steigern, das wir mit Nationalstolz bezeichnen.

✦

Das nationalsozialistische Ideal der Volksgemeinschaft ist eine gewaltige Realität. Von ihr hängt, glauben Sie mir, meine Volksgenossen, das ganze Deutsche Reich, die Existenz und der Bestand des deutschen Volkes ab. Wenn wir alle nichts als eine treueste Einheit, miteinander verbunden auf Sein oder Nichtsein, unserer Arbeit nachgehen, dann werden wir unseren Lebenskampf, der immer hart war und hart sein wird, nicht bestehen können, gegenüber den Völkern, die vom Schicksal gegünsteter sind als wir.

Adolf Hitler

★

Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ verfolgt seit Jahren mit zäher Energie die Erhaltung des altüberkommenen Brauchtums und der Sitten. So hat er in diesem Jahr für das ehrwürdige nieder-rheinische Martinsfest, das immer in glanzvoller Weise gefeiert wurde, einen Vorstoß hinsichtlich des Martinsgebäcks unternommen und eine Lösung gefunden, die allgemein Anerkennung finden wird. Willi Weidenhaupt, der Vorsitzende des Heimatvereins, berichtet im Nachfolgenden in anschaulicher Weise über das Martinsfest und sein Gebäck im alten Düsseldorf. „Unsere früheste Jugend fällt in die Zeit des Aufstieges und starken Anwachsens der Bevölkerung in unserer Vaterstadt. Um das Jahr 1880 zählte Düsseldorf 80 000 Einwohner. In der eigentlichen Altstadt wohnten davon fast 35 000. Immerhin ein starker Kern bodenständiger Menschen, die mit der Tradition und den überkommenen Gebräuchen durchaus verwurzelt waren. Düsseldorfer Ange-



Photo: Carlheinz Weidenhaupt

So sieht in diesem Jahr der Martins-Weckmann aus.

legenheiten, wie Kirmes, Märkte, Martinsfest, Nikolaus usw. waren in Fleisch und Blut übergegangen und wurden in echt heimatlicher Weise gefeiert. Heute plaudern wir oft davon. Einiges hat sich erhalten, wenn auch manchmal in veränderter Form, am besten wohl unser Martinsfest. — Beschäftigen wir uns als Düsseldorfer Heimatverein mit dem letztgenannten; es liegt uns am Herzen und es ist heute noch einzig in seiner Art. Und diese Art rein, unverfälscht zu erhalten ist Ziel und große Aufgabe aller Heimatfreunde. In den letzten 10 Jahren, so nach der Inflation, gingen die Bäcker dazu über zum Martinsfest Weckmänner herzustellen, ein Gebäck, das zu Nikolaus üblich war und ist, und zwar am ganzen Niederrhein, Weckmänner mit Pfeife aus gebranntem Ton (Ähde Muz). Kam nun das Nikolausfest selbst, dann war man der Weckmänner fast überdrüssig, sie hatten ihren Zweck verfehlt, da sie schon über einen Monat früher in allen Händen waren. Zum St. Martin stellten früher die Bäcker kein eigenes Gebäck her. Dies geht auch schon aus den alten Liedern hervor, z. B.

„Mätes Sting, henger die Jading,
Mätesmann well Koke hann.
Aepfelche, Beerke on Nösske hann“ usw.

Mit Koke ist der in der Hausküche hergestellte Buchweizen-Pfannkuchen gemeint, der so dick war, daß er durchgeschnitten werden mußte und dann Möhrenkraut dazwischen gestrichen wurde. Oder wie es so bestimmt heißt:

„Und dann backt nach altem Brauch
uns die Mutter Kuchen auch“, usw.

Wenn nun einmal ein Gebäck vom Bäcker gefordert wird, dann bitte kein Nikolausgebäck zum St. Martin. Die „Düsseldorfer Jonges“ haben diese Angelegenheit zu ihrer eigenen gemacht und haben nun mit vieler Mühe einen wirklichen Martinsmann hergestellt. Gekennzeichnet wird dieser „Mätesmann“ durch ein wunderschönes Siegel (tongebrannte Plakette), das er auf der Brust trägt. Es stellt den St. Martin zu Pferd dar, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte teilt und dem armen Manne reicht, der im Schnee saß. Schöner kann der soziale Gedanke nicht zum Ausdruck kommen. Es wird sich die Tat des St. Martins tief in die Kinderherzen einprägen. Das ist das Wesentliche.

Die künstlerische Plakette trägt am oberen Rande eine Öse. Und ist der Mätesmann verzehrt, dann hängen sich die Kinder das schöne, sinnvolle Relief an einem Bändchen um den Hals. Im „Pannebäckerland“ in Baumbach (Westerwald) werden zunächst 50 000 solcher Siegel in wirklich schöner Aufmachung hergestellt. Ganz abgesehen davon, daß Düsseldorf in vorbildlicher Weise einen reizvollen Brauch aufleben läßt, verschaffen wir mit dieser heimatlichen Angelegenheit der armen „Pannebäcker“-Gemeinde Arbeit und Brot.“

★

An alle „Düsseldorfer Jonges“! Der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ e. V. besitzt ein großes Bildarchiv. Alle Mitglieder sind gehalten diesem Archiv ihre Bilder zur Verfügung zu stellen. Eine ganze Reihe ist unserem Wunsche noch nicht nachgekommen. Es ergeht daher zum wiederholten Male die Bitte, daß alle unsere Mitglieder, sofern sie ihr Bild noch nicht übersandt haben, dasselbe doch einschicken mögen. Bildgröße: Paßformat bis Postkartengröße. Beizufügen ist ein weißer Zettel mit eigenhändiger Unterschrift (Tinte). Die Bilder sind zu senden an: Dr. Paul Kauhausen, Düsseldorf, Humboldtstraße 105.

*

Aus der Chronik des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V.

Eine würdige und sehr stimmungsvolle Feierstunde zu Ehren des Dichters Grabbe, dessen hundertster Todestag am 12. Dezember wiederkehrt, beging der Heimatverein „Düsseldorfer Jonges“ am 8. September bei Schlösser in der Altstadt, also inmitten des Stadtteiles, der schicksalhaft mit Grabbes Düsseldorfer Aufenthalt verbunden ist. Die Grabbe-Ecke mit der Büste des Dichters von E. Gottschalk zeigte sich in schönem Schmucke. Vereinsführer Weidenhaupt gedachte in seinen Begrüßungsworten besonders der Verdienste von Dr. Paul Kauhausen um die Grabbe-Ehrung. Im Mittelpunkt der Feier stand eine tieferschürfende, gehaltreiche und formvollendete Gedenkrede des Schriftstellers H. H. Nicolini, worin dieser das Charakterbild Grabbes unter besonderer Berücksichtigung der Düsseldorfer Zeit darlegte. Der Redner, der im Septemberheft der Düsseldorfer Heimatblätter den Aufsatz über Grabbe, Immermann und das Düsseldorfer Theater verfaßt hat, ließ ein wahrheitsgetreues, aber mit Liebe und Ehrfurcht gezeichnetes Bild des vom Leben so hart angepackten Dichters entstehen und fand mit Recht für seine ausgezeichneten Darlegungen den lebhaftesten Dank der Zuhörerschaft. Eingang und Ausgang der Feier bildeten pianistische und rezitatorische Vorträge. Alex Flohr spielte auf dem Flügel aus der ersten Brahms-Sonate (C-Dur) das

schöne Adagio, das mit Variationen das Lied „Verstohlen geht der Mond auf“ träumerisch und silbern umspielt. Ferner trug Alex Flohr die Ballade „Prinz Eugen“ von Loewe vor, da dieses Lied zu den Lieblingen Grabbes gehörte. Und den Abschluß bildete Beethovens As-Dur Sonate (op. 26) mit dem Trauermarsch. Alex Flohr zeigte sich in allen Vorträgen als Künstler von sicherer Gestaltungskraft und seelischer Durchdringung. Franz Müller wußte mit dem ergreifenden Vortrag des Gedichtes, das Freiligrath auf die Nachricht vom Tode Grabbes hin schrieb, die Gemüter zu packen. Am 12. September 1836 starb Grabbe, acht Tage später erfuhr Freiligrath die Todesnachricht in einem preußischen Übungslager. Der Rezitator brachte die visionäre Stimmung und die seelische Größe des Gedichtes so zur Geltung, daß sich keiner der starken Wirkung entziehen konnte. — So wurde die Grabbe-Ehrung der „Düsseldorfer Jonges“ zu einer Feierstunde, die dem Heimatverein selbst zur größten Ehre gereichte.

★

Am Dienstag, dem 15. September, setzte Studienrat Gather seinen Vortrag über unsere Vorfahren am Niederrhein fort. Nachdem er sich vor einigen Wochen mit der germanischen Vorgeschichte befaßt hatte, gab er

diesmal einen Querschnitt durch das dokumentarisch bezeugte Geschehen bis in die neuere Zeit. Dabei hob er, soweit dies bei einem so weit gespannten zeitlichen Rahmen möglich war, die wesentlichen gestaltenden Kräfte und die hauptsächlichsten Merkmale germanischen Wesens und germanischer Kultur hervor, von deren Höhe die neuesten Forschungsergebnisse einen deutlichen Begriff geben. Bei der Entwicklung eines Deutschen Reiches haben die Franken eine entscheidende Rolle gespielt. Von ihnen ist die erste Einigung der deutschen Stämme ausgegangen. Sie haben stets ihre innere und äußere Freiheit zu verteidigen gewußt, das Erbe ihrer Vorfahren treu bewahrt. Die Kolonisierung des heutigen deutschen Ostens nahm auch vom Niederrhein, dem Stammland der Franken, ihren Ausgang; hier fand der Gedanke bäuerlicher Freiheit schon frühzeitig seine Verwirklichung, so daß es hier keine Bauernkriege gegeben hat. Und auch in den letzten Jahrhunderten haben sich die Rheinländer ihrer Ahnen durchaus würdig gezeigt durch treues Festhalten an deutscher Art und am Reich allen welschen Verlockungen zum Trotz. Der Leiter des Abends, Schriftsteller H. H. Nicolini, ergänzte die Ausführungen und dankte im Namen der Anwesenden.

★

Gern schwelgt man in Erinnerungen an das alte Düsseldorf, und gern ließen sich daher die „Düsseldorfer Jonges“ am 22. September im Geist von dem trefflichen Erzähler Heinrich Daniel an der Hand nehmen und die Altstadt zeigen, wie sie früher war. Was für schnurrige Dinge konnte man in den schon damals urgemütlichen Kneipen erleben, und was für „Originale“ gingen dort aus und ein. Waldemar Otto plauderte gleichfalls lustig aus jenen Tagen, und auch Paul Gehlens Vorträge fügten sich bestens ein. Der zweite Teil des Abends erhielt seine Bedeutung durch den Besuch der in Düsseldorf weilenden englischen Frontkämpfer. Direktor Wülfing stellte die vom Vereinsführer Weidenhaupt sehr herzlich begrüßten Gäste vor. Man sang deutsche und englische Lieder und wie wohl sich die englischen Herren in diesem Kreise gefühlt haben, das drückte zum Schluß Mr. Miller in bewegten Dankesworten aus.

★

„Rheinische Sagen in Wort und Lied“, so lautete das Motto des Abendes vom 22. September bei den „Düsseldorfer Jonges“. Franz Müller schilderte den „Jonges“ in seinem Vorspruch die Entstehung unseres Rheinstromes, Paul Gehlen als „lyrischer Kapitän“ ließ Städte, Burgen und Kapellen an den Ufern lebendig werden. Willi Johann sang alte Rheinlieder, Hans Wagner treffliche Trinklieder, beide auf dem Stutzflügel von Alex Flohr begleitet. Heinrich Mackenstein und Maler Herkendell ließen die „Jonges“ prächtige Anekdoten erleben, und als der

„Kapitän“ sein „Schiff“ in den Heimathafen steuerte, hatten alle eine frohe herrliche Rheinfahrt erlebt.

★

Eine verdienstvolle Tat der „Düsseldorfer Jonges“. Stadt und Land reichen sich die Hand.

Wie hinter einem leichten Schleier verhangen liegt das niederbergische Land in der trübdunstigen Atmosphäre. Die Felder sind längst abgeerntet, hier und da kündigt eine Rauchfahne davon, daß jetzt die Kartoffeln eingefahren werden, schon zieht auch der Pflug wieder über den Acker, in den neue Saat gebettet wird. Noch ist schönste Wanderzeit, in der sich die Schönheit der Natur zum letztenmal in ihrer ganzen Pracht dem Wanderer auftut.

Eine kleine Wanderfahrt war es auch, zu der die „Düsseldorfer Jonges“ mit Anhang am 23. September starteten. In fünf großen Autobussen, dazu eine kleine Karawane von Personenwagen, ging die Fahrt über Ratingen, Homberg und Wülfrath. Das Ziel? Die Düsseldorfquelle, die den Bach speist, der einer Halbmillionenstadt den Namen gab, sollte eingeweiht werden. An der Grenze von Wülfrath und Neviges, etwa 100 Meter abseits der Landstraße, liegt in einer kleinen Mulde die Quelle, die auf Anregung und mit Mitteln der „Düsseldorfer Jonges“ in ein Becken aus Bruchsteinen gefaßt wurde. Man hat der Natur keinen Zwang angetan, die kleine hübsche Anlage fügt sich unauffällig dem Landschaftsbild ein; ein Gedenkstein, der neben dem Becken steht, trägt die Worte:

Hier entspringt die Düssel
Verein Düsseldorfer Jonges e. V.

Bildhauer Stumpp hat die Anlage gestaltet, wobei ihm der Brunnenbauer Held (Neviges) zur Hand ging.

Nach dem „Ausladen“ wurde zunächst einmal das kleine Werk bestaunt, das allgemein Anklang fand. Der Bauer Knab, dem das Grundstück gehört, auf dem die Quelle liegt, brachte Gläser herbei, und dann ging es ans Probieren. Es war zwar kein Patenwein, aber es ließ sich trinken. Groß war die Freude, als man neben den Einheimischen auch die Vertreter der Partei, der Gemeinde und des Landkreises sah, die zur Begrüßung der Gäste aus der Großstadt gekommen waren. So hatten sich eingefunden Ortsgruppenleiter Wiel, Landrat Tapolski und Bürgermeister Havemann. Ein herzlicher Händedruck besiegelte äußerlich den Bund, der an diesem Tage zwischen Stadt und Land geschlossen wurde.

Die besinnliche Feierstunde an der Quelle wurde von Präsident Weidenhaupt, der seine „Düsseldorfer Jonges“ auf das Land geführt hatte, mit einer kleinen Ansprache eröffnet. An der Mündung der Düssel, so sagte er, haben sich vor Jahrhunderten die Menschen niedergelassen und im Laufe der Zeiten eine große Stadt gebaut. Darüber hat man vergessen, der Quelle nachzu-

gehen; ein altes Versäumnis haben wir wieder gutgemacht. Eine würdige Einfassung der Quelle soll davon Zeugnis geben, daß wir uns heute wieder darauf besonnen haben, dem Ursprung des völkischen Lebens nachzugehen. Sein Dank galt allen, die dazu geholfen haben, daß dieses Werk entstehen konnte.

Landrat Tapolski sprach seine Freude darüber aus, daß der Landkreis Düsseldorf-Mettmann um eine Sehenswürdigkeit bereichert worden sei. Er hoffe, daß die Düsseldorfer recht oft den Weg in das Niederbergische Land finden möchten, um dadurch zu einem gegenseitigen Kennenlernen und fruchtbarer Zusammenarbeit beizutragen. Mit dem Glückwunsch an den Verein „Düsseldorfer Jonges“ schloß er seine mit Humor gewürzten Worte.

Bürgermeister Haemann (Wülfrath) hob die Symbolik hervor, die darin liege, daß die Quelle vom Lande zur Großstadt fließe. So empfangen auch die Großstadt immer wieder ihre Kräfte vom Lande, und wie dieser kleine Wasserlauf das Land mit der Stadt verbinde, so müsse auch immer zwischen beiden unlösbar Verbundenheit herrschen, zum Wohle unseres Vaterlandes. Dann

übernahm er die Anlage in die Obhut der Gemeinde.

Als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Düsseldorf überbrachte Direktor Wülfig allen Teilnehmern die Grüße der Großstadt. Auf seine eigenen trüber Erfahrungen bei der Suche nach der Quelle hinweisend, wünschte er eine bessere Kennzeichnung des Weges, damit in Zukunft viele zu diesem Ort pilgerten.

Damit waren der Worte genug gewechselt. Präsident Weidenhaupt taufte den Gedenkstein mit Quellwasser. Großes Interesse fanden dann die Vorführungen des bekannten Wüschelrutengängers Bahrmann, die unzweifelhaft bewiesen, daß man hier an einer Wasserader stand. Die Düsseldorfquelle ist nun endgültig entdeckt.

Zu einer kleinen Nachfeier vereinigten sich hernach die Teilnehmer in der „Silberburg“; bei bergischem Kaffee ließ man's sich gut sein. Der Abstecher aufs Land hatte allen ausgezeichnet gefallen und gezeigt, daß der Heimatverein auf richtigem Wege ist, wenn er seine Pfähle auch einmal etwas weiter steckt.

★

Generaldirektor i. R. Heinrich Wiedemeyer,

unser getreues Mitglied, Inhaber der Goldenen Ehrennadel des Heimatvereins feiert am 2. November seinen 75. Geburtstag. Diesem aufrechten Heimatfreund, der so eng mit der Düsseldorfer Stadtgeschichte verbunden, gelten unsere besten Glück- und Segenswünsche.

Wir werden noch eingehend in der nächsten Nummer unserer „Heimatblätter“ das Leben des hervorragenden Düsseldorfers würdigen.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ e. V. im Monat November 1936

- Dienstag, den 3. Nov.: Monatsversammlung — danach trägt unser Mitglied Paul Gehlen seine neuesten Schöpfungen vor. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 10. Nov.: Der Abend fällt wegen des Martinsfestes aus.
- Donnerstag, 12. Nov.: „Martinsabend beim Heimatverein“
Leitung: Julius Alf. (Vereinsheim)
- Dienstag, den 17. Nov.: **Großer 39er Heimatabend** mit den Angehörigen des aktiven Regiments, das wieder in Düsseldorf in Garnison liegt. Die Verbundenheit mit dem alten Düsseldorfer Regiment fordert von uns Heimatfreunden eine restlose Beteiligung an dieser schönen Veranstaltung (Vereinsheim)
- Dienstag, den 24. Nov.: Heinrich Daniel spricht über: „Das Wesen des Carnevals“. (Vereinsheim)